

# Gender Mainstreaming

## Das gute Recht der Eltern

Kinder sind seit Jahren die Versuchsobjekte der Gender-Theorie. Das wird von deren Befürwortern sorgsam vernebelt. Dabei ist Information über die Folgen des „Gender-Mainstreaming“ auch bei der Kinderbetreuung und der Sexualerziehung das gute Recht der Eltern.



Ein Kommentar

Autorin: Heike Schmoll, Jahrgang 1962, politische Korrespondentin in Berlin



© dpa Gegner des grün-roten Bildungsplans demonstrieren am 19. Oktober in Stuttgart gegen den Passus zur Sexualerziehung der „Vielfalt.“

Wer das sogenannte Gender-Mainstreaming kritisiert, gilt in Kreisen eines fortschrittlichen Zeitgeistes als homophob und reaktionär. Das ist das Kampfvokabular, mit dem sich Skeptiker staatlich verordneter Gender-Theorien in der Kita oder im Schulunterricht konfrontiert sehen. Doch handelt es sich meist um Eltern, die auf die „Lufthoheit über den Kinderbetten“ (Olaf Scholz) und ihr Grundrecht auf Erziehung nicht verzichten wollen. Es geht ihnen nicht darum, die Gleichstellung der Geschlechter und unterschiedlichen Lebensformen in Frage zu stellen, erst recht nicht darum, einzelne Formen von Sexualität zu stigmatisieren. Sie fühlen sich nur verantwortlich für die Sexualerziehung ihrer Kinder und wollen solche Fragen mit der nötigen Sensibilität in der jeweils passenden Entwicklungsphase angesprochen wissen.

Die Ziele des sogenannten Gender-Mainstreaming sind den Eltern noch viel zu wenig bekannt. Nur die Lehrpläne aus Baden-Württemberg und in Nordrhein-Westfalen bringen in einer selten aggressiven Form zutage, was sonst in einer „hidden agenda“ begrifflicher Nebelkerzen und Anglizismen verdeckt bleibt. Das Gender-Mainstreaming als EU-Richtlinie, die weit mehr umfasst als die Gleichstellung von Männern und Frauen, ist von allen Mitgliedstaaten für verbindlich erklärt und von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt

schon 1999 vom Bundeskabinett als Leitprinzip der eigenen Politik anerkannt worden. „Gender“ meint die gesellschaftlich, sozial und kulturell geprägten Geschlechterrollen und stammt aus der Sexualforschung. Zunächst sollte es das Phänomen der Transsexualität sprachlich erfassen und wurde dann von der Homosexuellenbewegung aufgegriffen.

## 223 Professuren in 30 Fachgebieten

Sachlich über Gender-Theorien zu streiten, scheint ähnlich unmöglich wie der nüchterne Diskurs über die Inklusion. Anhänger der Gender-Theorie nehmen an, dass sich das biologische Geschlecht bis zur Belanglosigkeit dekonstruieren lässt. Geschlechtsunterscheidungen wären dann nur die Ergebnisse sozialer Prägung, in den Augen der Gender-Theoretiker geradezu gewaltsame Zuschreibungen von Identität, häufig unter dem Diktat der Heterosexualität. Judith Butler, eine der amerikanischen Vordenker der Gender-Theorie, spricht deshalb konsequent von einer Beseitigung der Identität, von einem anderen Menschen ohne traditionelle, biologisch determinierte Geschlechtsrollen, den es schon früh, möglichst in der frühkindlichen Phase zu entwickeln gilt. Ziel einer solchen Erziehung wäre, dass jeder Einzelne seine geschlechtliche Identität am Ende aus einer Vielzahl von Auswahlmöglichkeiten herauszufinden vermag. Die Schule spielt dabei aus naheliegenden Gründen eine zentrale Rolle.

Dass eine derartige Theorie, deren Grundlage ein Glaubenssatz ist – wie ihre eigenen Verfechter unumwunden zugeben – überhaupt Einzug in die Papiere der EU-Kommission und in sämtliche öffentliche Institutionen, aber auch in die Hochschulen halten konnte, ist bemerkenswert. Inzwischen verteilen sich 223 Professuren mit einem Teilschwerpunkt oder einem vollen Auftrag für Genderforschung über ganze dreißig Fachgebiete. Wenigstens im Medizinstudium erschiene es vernünftig, die viel zu lange vernachlässigten geschlechterspezifischen Inhalte zu integrieren. Doch wer so argumentiert, würde sofort des Biologismus geziehen.

Es ist kein Zufall, dass die weitaus größte Zahl der Professuren für Genderforschung von Frauen besetzt ist, denen selbst Fachkollegen entgegenhalten, es fehle ihnen an professioneller Distanz zu ihrem Forschungsgegenstand. Die Identifikation mit der eigenen Forschungsfrage, womöglich noch biographisch motiviert, hat den wissenschaftlichen Diskurs allerdings noch nie versachlicht, geschweige denn für andere Disziplinen anschlussfähig gemacht. Dabei wäre es kulturwissenschaftlich legitim, das Zusammenwirken von genetischen, neuronalen und soziokulturellen Prozessen, sowie Geschlechterstereotypen und deren sprachliche Gestalt zu untersuchen. Ob das gleich an mehreren hundert Professuren geschehen muss, ist eine wissenschaftsorganisatorische Frage. Immerhin entscheiden sich die Studenten aus freien Stücken für einen Bachelor- oder Masterstudiengang in Genderstudien. Kinder und deren Eltern allerdings haben in den Bildungseinrichtungen keine Wahl.

Der Ausbau der Kinderbetreuung war gesellschaftspolitisch von berufstätigen Eltern gewünscht und kam den Verfechtern der Gender-Theorie nur gelegen. Das Kindeswohl spielte dabei nicht die entscheidende Rolle. Erst nach Jahren des quantitativen Ausbaus macht man sich jetzt endlich Gedanken über die Qualität der Betreuung und die Folgen für die Bindungsfähigkeit von Kindern. Viel zu wenig wird aber offengelegt, wie sich die zahllosen, häufig ministeriellen Handreichungen zum Gender-Mainstreaming in der Kita, die eilends zur Bildungseinrichtung gemacht wurde, in der täglichen Kindergartenarbeit auswirken. Es geht nämlich um mehr, als Mädchen aus der Puppenecke und Jungs aus der Baukastenecke zu locken. Darüber offen und umfassend aufgeklärt zu werden, ist das gute Recht der Eltern.